Zeitschrift: NIKE-Bulletin
Herausgeber: Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung
Band: 23 (2008)
Heft: 3

Rubrik: Aspekte

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Bedeutung von Sportstadien als Kult- und Kulturstätten

Fussballstadien sind Prestigebauten. Für die Architekturgeschichte Landmarken ihrer Entstehungszeit, stellen sie für Fussballfans Orte eines kollektiven Erinnerungskults dar. Ein Blick aus der Perspektive der Kulturgüter-Erhaltung anlässlich der Fussball-Europameisterschaft EURO 08 in der Schweiz.

Fussballbegeisterung hat mit Erinnerung zu tun: Seppe Hügi im Länderspiel gegen die Türkei 1953 im Wankdorfstadion.

«Aus! Aus! Aus! Das Spiel ist aus!» Die Worte von Herbert Zimmermann am 4. Juli 1954 im Wankdorfstadion in Bern lassen noch heute viele Deutsche erzittern. «Deutschland ist Weltmeister!» ruft er mit brechender Stimme ins Mikrofon, während auf dem Feld das Deutsche Team gefeiert wird.

Das Wankdorf:
Ein deutsches Denkmal

Es sind Szenen, die für das deutsche Nationalbewusstsein eine immense Rolle spielen. Das «Wunder von Bern», der im Finale gegen die favorisierten Ungarn errungene Weltmeistertitel, gilt als Wiedergeburt des gedemütigten Nachkriegsdeutschlands: Mit der freudigen Formel «wir sind wieder wer» zeigte die junge Bundesrepublik fortan ein neues Selbstbewusstsein. Die Bilder der Partie im Berner Wankdorfstadion haben sich in die kollektive Erinnerung der Nation eingeprägt. Der Ort des Erfolgs wurde zum Symbolträger einer kollektiv erfahrenen und friedlichen Emanzipation des «Deutschen» im Nachkriegseuropa.

Als 2001 das für den damaligen Final ausgebaute Stadion abgebrochen werden sollte, waren viele Deutsche entsetzt, wie ein Bericht der Berner Zeitung vom 2. Juni 2001 zeigt. «Das Wankdorfstadion ist für mich praktisch ein Heiligtum», meinte beispielsweise Horst Eckel, mit 22 Jahren Jüngster der «Helden von Bern», die das Finalspiel bestritten hatten. Er sei überzeugt, dass das Stadion «bei uns in Deutschland ein Denkmal wäre». Kein Detail, keine Minute des Endspiels habe er vergessen. Besonders gut erinnere er sich, dass die Stadionuhr keinen Sekundenzeiger hatte, der das qualvolle Vergehen der letzten fünf Spielminuten nach der 3:2-Führung etwas erträglicher gemacht hätte.

«Materielle Zerstückelung»

Das Wankdorfstadion ein Denkmal? Der Wert des alten Baus wurde in Bern im Rahmen der Planung des Neubaus durchaus erkannt. Der Gesamtkomplex Wankdorfstadion wurde im Bauinventar der Denkmalpflege als «erhaltenswert» eingestuft. «Vor allem die Haupt-Tribüne und die zweigeschossige Kopf-Estrade waren bedeutende Zeugen bernischer Ingenieurarchitektur der Moderne», hält die Denkmalpflege noch heute auf ihrer Website fest. «Als Austragungsort unzähliger Länderspiele und Cup-Finals hatte das Stadion zweifellos nationale Bedeutung, und der Final-Sieg von Deutschland über Ungarn 1954 machte den Namen Wankdorf in Deutschland zu einem Symbol für ein wieder gefundenes nationales Selbstbewusstsein, das seine Kraft bis heute noch nicht verloren zu haben scheint», so die Denkmalpflege weiter. Trotz dieser Wertschätzung des historischen Baus verzichtete sie auf Einsprachen gegen den Abriss «aufgrund des öffentlichen Drucks – allerdings unter dem klaren Vorbehalt, dass das neue Gebäude von hoher architektonischer Qualität sein müsse.»

Im August 2001 war es soweit: 23 Kilogramm Sprengstoff verwandelten das Wankdorfstadion in Schutt und Asche. Zuvor hatten sich Massen von Fans über das Inventar der historischen Stätte hergemacht: «Das Wankdorf als Ort kollektiver (Sport-) Erlebnisse und Erinnerungen erlebte vor dem eigentlichen Abbruch die materielle Zerstückelung in unzählige individuelle Erinnerungsstücke für YB-Fans, Anhänger der WM-Siegermannschaft von 1954 und für den grössten deutschen Sportartikelhersteller», erinnert sich auch die Denkmalpflege. Besonders gross war das Interesse an der «Deutschland-Kabine», welche als Ganzes in ein Museum abtransportiert wurde.

Fussball ist Erinnerungskultur

Die Bedeutung des alten Wankdorfstadions für Deutschland ist einzigartig. Die Rolle, welche historische Spielstätten in der Erinnerung von Fussballfans spielen, ist aber auch in anderen Fällen sehr ähnlich. Fans haben ihre Lieblingsspiele, Rituale und Objekte, die für sie eine ganz bestimmte, gar kultische Bedeutung haben. Der Fussball ist mit seiner Erinnerungskultur ein wichtiger Teil unseres gesellschaftlichen Lebens. Erinnerungen sind massgebend für die grosse Rolle, welche der Sport heute in der Gesellschaft spielt: In jeder Haarfaser sportlicher Spannung, die scheinbar der Gegenwart entspringt, lässt sich Geschichte nachweisen. Eine Geschichte, die immer mit einem Ort verknüpft ist, wie etwa die Bezeichnungen «Wunder von Bern» oder «Wembley-Goal» verdeutlichen. Das Stadion steht bei den Fussballerinnerungen im Mittelpunkt. Es ist der Ort, wo Fussball gelebt wird.

Die Website www.1924.ch ist ein virtuelles Museum, welches das Sportmuseum Schweiz im Auftrag des Bundes zur UEFA EURO 2008 realisiert. Es sammelt die persönlichen Fussballerinnerungen ganz «normaler» Fans. Unter den ersten Objekten, die anlässlich der Museumsnacht Basel in die Sammlung eingespiesen wurden, waren zahlreiche Erinnerungen an das «alte Joggeli». Roland Erb, ein Fussballfan, lieferte zum Sammlungsanlass

Reminiszenz an das «Wunder von Bern»: Die Uhr des alten Wankdorfstadions zeigt noch die Zeit des Abpfiffs und das Resultat des Weltmeisterschafts-Finals von 1954 an.

des Sportmuseums Schweiz einen Teil der Mauer des Basler Stadions an: «Ich wohne in der Nähe des Stadions und habe täglich gesehen, wie es abgebrochen wird. Eines Morgens in der Dämmerung habe ich mir ein Bruchstück der alten Mauer geholt», erklärte er stolz. «Ach ja, das alte Joggeli... Dieses Stadion mit den jeweiligen Spielern und den Fans werde ich nie mehr vergessen! Jeder Fan, der dazumal auch schon dabei war, weiss genau, was ich meine...», erinnert sich derweil ein Basler auf dem Forum seines Clubs.

Erneuerung versus Erhaltung

Zürcher Fussballerinnerungen stehen dem in nichts nach: Anlässlich des Abrisses des alten Letzigrund-Stadions und des letzten Spiels auf dem Hardturm waren Nostalgiker und Sammler allgegenwärtig, wie www.1924.ch dokumentiert. So haben Fans alte Sitze des Hardturms und einen Garderobenhaken aus der Damentoilette in die virtuelle Sammlung eingegeben.

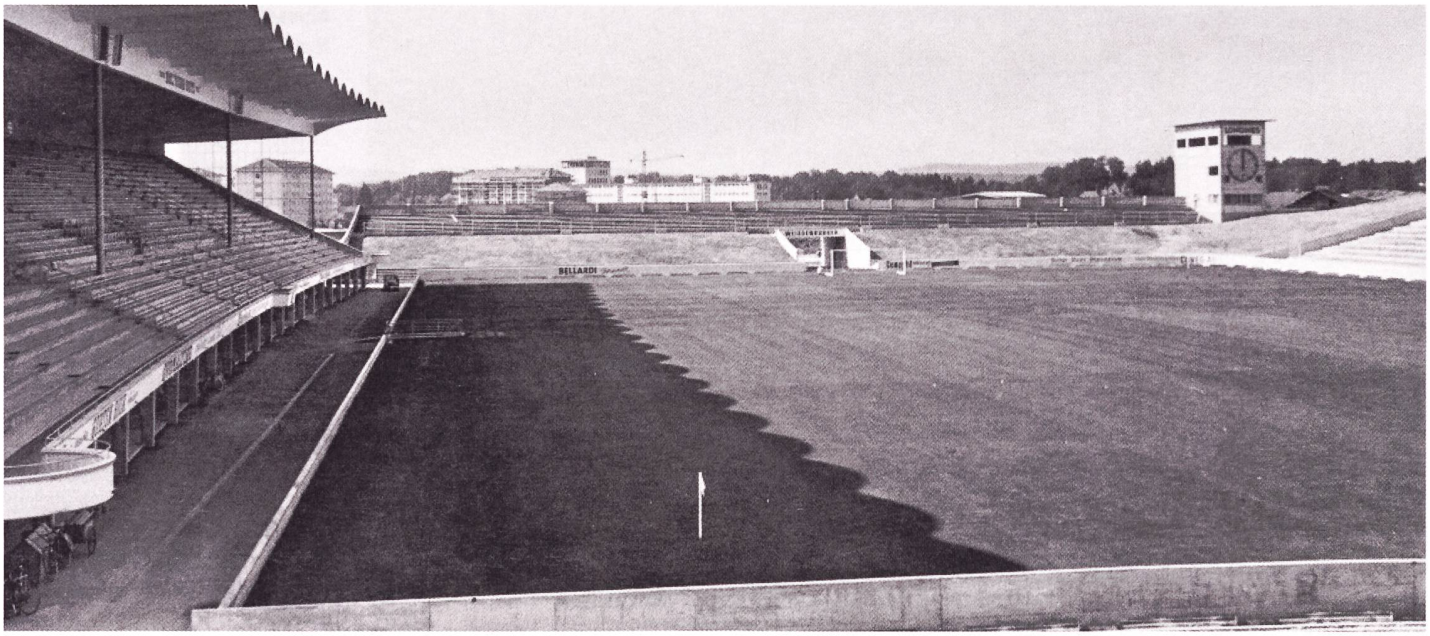
Auch die Problematik um Denkmalpflege und heutige Nutzungsanforderungen an moderne Stadien ist in Zürich bekannt: Als das Hallenstadion in Oerlikon, unter anderem die Spielstädte der ZSC Lions (Eishockey), renoviert werden sollte, setzten sich Eigentümerin und Denkmalpflege an einen Tisch und einigten sich darauf, den alten Bau teilweise unter Schutz zu stellen und die Renovation im engen Einvernehmen durchzuführen. Sie hielten fest, dass das 1939 erbaute Stadion, «ein hervorragender Architekturzeuge der klassischen Moderne und zudem ein Meisterstück der Ingenieurkunst des zwanzigsten Jahrhunderts» sei. Die innere Betonstruktur, die Fassaden samt Fenster und Türen waren beim Umbau Tabu. In anderen Bereichen gab es dafür grosse Eingriffe: Die geschichtsträchtige Radrennbahn hat man ganz entfernt, den Hallenboden mit dem Eisfeld um 1,50 Meter abgesenkt und die Zwischendecke herausgenommen.

Mussolinis Vermächtnis

Nicht überall finden sich Nutzer und Denkmalpfleger zu einer so einvernehmlichen Lösung. In Rom streitet man noch immer darüber, wie mit den Prunkbauten der 1930er-Jahre auf dem Foro Italico umzugehen sei, zu denen auch das Olympiastadion gehört. «Ernennt das Foro Italico zum UNESCO-Weltkulturerbe!» Mit diesem Vorschlag forderte der Architekturprofessor Giuseppe Strappa wiederholt eine Renovierung und den Schutz des Foro Italico, das bis 1945 den Namen Foro Mussolini trug. Der ursprüngliche Namensgeber hat im Foro ein prominent platziertes und bleibendes Denkmal gefunden. Die Begeisterung für die Ästhetik der 1930er-Jahre kontrastiert dabei in Rom mit einer Nonchalance im Umgang mit ihren ideologischen Hintergründen. Die moderne Architektur der 1930er-Jahre steht heute unter Denkmalschutz. Der Zustand der Prunkbauten und faschistischen Denkmäler ist aber teilweise bedenklich. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Stadien, Mosaiken und Alleen durch die Aufmärsche von Fussballfans und wiederholte Kravalle rund um das Römer Stadion immer wieder arg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch Eingriffe in die Bausubstanz, auf Grund der Bedürfnisse der aktuellen Nutzer, haben unübersehbare Spuren hinterlassen.

Sportstadien sind Repräsentationsbauten

Das Foro Italico ist nicht das einzige Beispiel, das für den Konflikt zwischen heutigen Nutzungsansprüchen, der Kulturgüter-Erhaltung und dem Umgang mit einem problematischen ideologischen Erbe angeführt werden kann. Gerade die



Geschichtsträchtiger Boden: Das Hauptspielfeld des alten Wankdorfstadions von Osten her gesehen.

totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Italien präsentierten sich und «ihr Volk» gerne anlässlich von Massenanlässen in Sportstadien. Dafür wurden aufwändige Arenen geschaffen. Auch das Berliner Stadion, wo 2006 der Final der Fussball-Weltmeisterschaft ausgetragen wurde, zeugt von seiner nationalsozialistischen Entstehungszeit.

Natürlich ist der heutige politische Kontext der neuen Sportstadien – wie sie in Bern, Neuenburg, St. Gallen und Zürich entstanden oder entstehen – in der Schweiz ein ganz anderer. Auch die neuen Stadien sind, für die jeweiligen Städte wie auch für die ganze Schweiz, prestigeträchtige Repräsentationsbauten. Das zeigen die gewählten Lösungen mit renommierten Architekten und die ausgeprägte Wahrnehmung der Neubauten in der Öffentlichkeit. Gerade die neuen Stadien für die UEFA EURO 2008 waren jeweils ein grosses Thema in Politik und Medien. Wie zur Weltmeisterschaft 1954 möchte sich die Schweiz an der Europameisterschaft im besten Licht präsentieren.

Der Sekundenzeiger

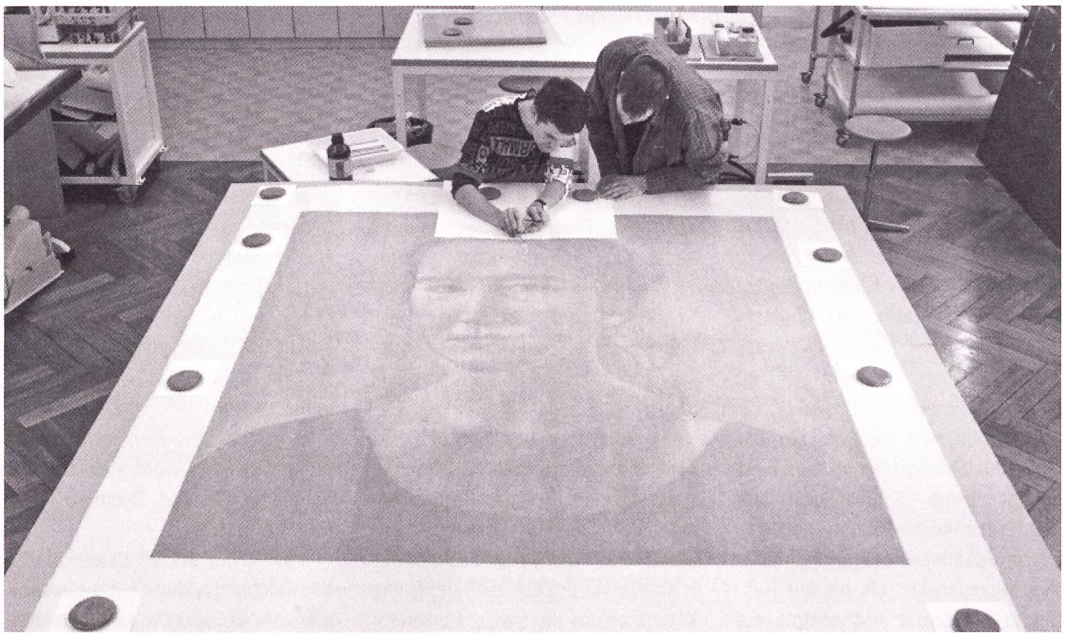
Das «Stade de Suisse Wankdorf Bern», welches an der Stelle des alten Wankdorfstadions errichtet wurde, ist diesen Sommer Schauplatz von mehreren Spielen der Fussball-Europameisterschaft. Dann werden auf dem Rasen Dramen gespielt, die den Bau mit eigenen Geschichten aufladen werden. So lange diese nicht mit der Bedeutung des deutschen Märchens von 1954 mithalten können, müssen sich Nostalgiker mit einem Anblick gleich ausserhalb des Stadions trösten: Dort wurde die Uhr des alten Wankdorfs neu aufgebaut. Sie zeigt das Ergebnis des Finals von 1954 und die Uhrzeit des Schlusspfiffs. Beim Anblick der alten Uhr wird Horst Eckel im Gegensatz zu damals froh sein, dass es keinen Sekundenzeiger gibt, der die Zeit vergehen liesse. *Claudio Miozzari*

Virtuelles Fussballmuseum:
www.1924.ch

Die Rückfassade der Haupttribüne des «Grosstadions Wankdorf» in einer Zeichnung seines Architekten Virgilio Muzzulini.

Hochschulausbildung von Konservatorinnen-Restauratoren in der Schweiz

Konservatorinnen-Restauratoren dokumentieren und erhalten Kunst und Kulturgut mit dem Ziel, den Werken ein möglichst langes, möglichst unbeschädigtes Überdauern zu erlauben. Sie sichern unmittelbar den materiellen Fundus unseres kulturellen Gedächtnisses und erfüllen damit eine gesellschaftlich hochrelevante Aufgabe.



Untersuchung an einem grossformatigen Holzschnitt.

Auch wenn zuweilen eher die konservatorisch-restauratorische Intervention an Werken (und deren Umgebung) das breitere öffentliche Interesse zu erregen vermag: Voraussetzung dafür ist immer die fundierte, breit abgestützte Voruntersuchung am Objekt und die der Massnahme vorangehende, konzeptionelle Arbeit. Oder anders ausgedrückt: Gerade wenn die Konservierung-Restaurierung als gesellschaftlich relevante Aufgabe verstanden werden soll, dürfen ihre Vorgehensweisen nicht auf privatem Geschmack oder nur individuell gültigen Projektionen und Interpretationen beruhen, sondern müssen entsprechend sorgfältig vorbereitet und inhaltlich abgestützt werden. Wo das Einzelobjekt und seine Bedeutung tatsächlich im Vordergrund stehen, sind rezeptbasiertes Vorgehen und ideologisch motivierte Sichtweisen keine geeigneten Grundlagen.

Beruf und Anspruch

Die Untersuchung der zu erhaltenden Werke und die darauf basierende Konzeption von Massnahmen sind aufgrund der geschilderten hohen Ansprüche ein inhärent multi- und interdisziplinärer Prozess, der neben technisch-naturwissenschaftlichen insbesondere auch geisteswissenschaftliche Sicht- und Vorgehensweisen einschliesst. Ein genauso umfangreiches wie präzises Wissen um Werkstoffe und Techniken bildet eine konservatorisch-restauratorische Kernkompetenz. In den relevanten berufspolitischen Definitionen (beispielsweise von der European Confederation of Conservator-Restorers' Organisations ECCO) ist heute die Hochschulausbildung für angehende Konservatorinnen-Restauratoren eine unentbehrliche Voraussetzung umfassender Qualifikation im Fachgebiet.

Hinzu kommt ein weiteres Spezifikum des Berufs: Konservatorinnen-Restauratoren führen Massnahmen über weite Strecken selbst durch. Dies erfordert manuelles Geschick und handwerkliche Fertigkeiten genauso wie gute Beobachtungs- und Auffassungsgabe. Das macht eine praktische, möglichst handwerkliche Grundausbildung zur idealen Studienvoraussetzung und gleichzeitig einen sehr hohen Praxisanteil während des Studiums zur Notwendigkeit. Zudem müssen die Hochschulen mit den handwerklichen Ausbildungsgängen in Hinsicht auf deren tradierte Kompetenz bei der Umsetzung historischer Techniken so eng wie möglich zusammenarbeiten. Handwerkliche und wissenschaftliche Kompetenz sind in der Konservierung-Restaurierung keine Antagonismen sondern sind synergetisch zu nutzen. Der synergetische Effekt reflektierter, eigener konservatorisch-restauratorischer Praxis lässt sich allerdings nicht durch Verteilung dieser Kompetenzen auf unterschiedliche Akteure am Werk erreichen.

Wissenschaftliche und praxisorientierte Ausbildung

Auf dieser Basis bauen an den Schweizer Hochschulen ganz unterschiedliche Sparten der Konservierung-Restaurierung, so genannte Vertiefungen auf. In der zeitlich und inhaltlich grossen, fachlichen Spanne von der Erhaltung archäologisch relevanter Substanz bis beispielsweise zur Sicherung zeitgenössischer webbasierter Kunst, sind eine Vielzahl genauso unterschiedlicher wie spezifischer Fähigkeiten und Kenntnisse nötig.

Das praxisbezogene Studium liefert die geeignete Basis für den anspruchsvollen Beruf. Heute gliedert es sich in einen dreijährigen Bachelor- (180 ECTS Credits) und einen zweijährigen Masterzyklus (120 ECTS Credits). Der Schweizer Berufsverband SKR und der Dachverband der europäischen Berufsverbände ECCO attestieren allerdings gemäss europaweit vereinbarten Berufsbeschreibungen einzig dem Masterabschluss in Konservierung und Restaurierung die uneingeschränkte Berufsbefähigung. Bachelors in Konservierung arbeiten unter der Anleitung von Konservatorinnen-Restauratoren mit Masterabschluss.

Das primäre Ausbildungsziel – die Befähigung zur qualifizierten Erhaltung von Kunst und Kulturgut – kennt bei aller Vielfältigkeit prinzipiell zwei Hauptbereiche. Aus gebildete Konservatorinnen-Restauratoren sind zum einen in der Schadensprävention tätig. Dabei gestalten sie das Umfeld der Werke – beispielsweise in Hinsicht auf Lagerung, Präsentation, Handhabung und Transport – so günstig, dass diese so wenig Schaden wie nur möglich nehmen. Auf dieses Tätigkeitsfeld wird während der Bachelorausbildung besonderen Wert gelegt. Einen Schwerpunkt der Masterausbildung bilden dagegen konzeptionelle Aspekte und kurative Massnahmen bis hin zur Restaurierung. Damit sind komplexere Eingriffe am Objekt gemeint, die ebenfalls seiner Erhaltung und allenfalls zusätzlich seiner besseren Verständlichkeit dienen.

Studieninhalte

Die Studieninhalte vermitteln nicht nur genaue Kenntnisse zu Werkstoffen und Techniken (Chemie, Physik, Material- und Werkstoffwissenschaften, Technikgeschichte, etc.) sowie manuelle und analytische Fähigkeiten, sondern auch fundiertes kunst- und kulturhistorisches Wissen: Bedingung für die angemessene Massnahme ist ein tiefgehendes Verständnis der materiellen und der expressiven Komplexität der zu erhaltenden Werke, Oberflächen, Materialien oder Medien. Theoretische Kenntnisse werden dabei in Vorlesungen und Seminaren vermittelt, die praktische Arbeit wird in Ateliers und an originalen Werken geleistet. Externe Praktika gewähren den Studierenden schon während des Studiums Einblick in die Realität des Marktes. Ein Praxisanteil von 50% sowie die bewusste Integration von Theorie und Praxis sind wesentliche Parameter der Ausbildung. Das Masterstudium legt zusätzlich Wert auf Forschung und Methodenentwicklung. Berufstätige in der Konservierung-Restaurierung können es berufsbegleitend absolvieren.

Strukturen und Anbieter

Die Schweizer Ausbildung in Konservierung und Restaurierung blickt heute auf eine 30-jährige Geschichte zurück und gilt als eine der renommiertesten in Europa. Anlässlich der Bologna-Reform haben 2005 alle vier Schweizer Anbieter von Hochschulausbildungen in Konservierung-Restaurierung ihre Kompetenzen im Swiss Conservation-Restoration Campus gebündelt und gemeinsam aktualisierte Studienprofile erarbeitet. Alle Anbieter sind Vollmitglieder des European Network for Conservation-Restoration und erfüllen damit die strengsten europäischen Qualitätsanforderungen. Unterrichtet wird – je nach Hochschulstandort – in Deutsch, Französisch oder Italienisch. Neben der offiziellen Unterrichtssprache können sich die Studierenden auch in einer anderen Landessprache oder in Englisch ausdrücken. Ein Teilzeitstudium ist ohne weiteres möglich und wird auch durch die intensiv genutzte, für alle Studierenden jederzeit zugängliche Blended Teaching Plattform unterstützt.

BA: Die ersten beiden Jahre des Bachelorzyklus sind als koordiniertes Curriculum aller Hochschulen im Campus angelegt. Im dritten Ausbildungsjahr erfolgt eine erste Spezialisierung in einer fachlichen Vertiefungsrichtung. Diese Spezialisierungsmöglichkeiten sind auf die Standorte Bern, Riggisberg, Lugano und La Chaux-de-Fonds verteilt (siehe Tabelle).

MA: Die im Herbst 2008 startenden Masterstudiengänge widmen sich ganz der weiteren Spezialisierung. Aus diesem Grund ist ein BA in Konservierung oder Konservierung-Restaurierung eine der Eintrittsvoraussetzungen. Für Absolventinnen der bisherigen, vierjährigen Diplomstudiengänge in Konservierung-Restaurierung besteht die Möglichkeit, im Rahmen eines Masterstudiums geeignete und über die heutige BA-Ausbildung hinausgehende Elemente des Diplomstudiums für den MA anerkennen zu lassen.

Austausch einer Plexiglas-Linse an einem lichtkinetischen Objekt aus den 70er-Jahren.

Restauration eines Tafelbildes.

«Bologna»

Zusammen mit weiteren 29 europäischen Staaten hat sich die Schweiz 1999 anlässlich eines Bildungsministertreffens in Bologna verpflichtet, ihr Hochschulwesen bis 2010 zu restrukturieren. Drei Nachfolgekonferenzen (Prag 2001, Berlin 2003, Bergen 2005) konkretisierten die «Bologna»-Hochschulreformen weiter.

U.a. soll die erhöhte Transparenz der nach Bologna reorganisierten Curricula der Erleichterung der Mobilität der Studierenden dienen. Typisch sind ein zweistufiges Studiensystem (Bachelor- und Mastercurriculum) und die Bewertung der modularisierten Studieneinheiten durch ein Leistungspunktesystem, das European Credit Transfer System (ECTS). Ein ECTS-Kreditpunkt entspricht dabei einem erwarteten studentischen Arbeitsaufwand von 30 Stunden.

Über Sinn und Unsinn dieser Reform, über die politischen Hintergründe und über den bisherigen Erfolg bzw. Misserfolg besteht keine Einigkeit. An den Hochschulen selbst überwiegen bislang die kritischen Stimmen.

Das letzte Bachelorjahr und der Masterzyklus nutzen intensiv die spezifischen und auch im europäischen Quervergleich ausgezeichneten Infrastrukturen der Standorte und die langjährig etablierte, optimale Einbindung der Hochschulen in ihr jeweiliges kulturelles und wirtschaftliches Umfeld. Die Studierenden gestalten ihr fachliches Profil aus einer Vielzahl angebotener Kurse mit. Die abgestimmte Modularität des Programms und ein koordinierter Zeitplan unterstützen dabei die Mobilität der Studierenden im Campus.

Zusammenfassend lässt sich aus heutiger Sicht sagen, dass es in der Schweizer Hochschulausbildung im Bereich Konservierung-Restaurierung gelungen ist, die immer wieder zitierten Vorteile der Bolognareform zu nutzen. Selbstverständlich waren und sind sich die Hochschulen auch der Nachteile und potentiellen Gefahren bewusst. Grosse, dankenswerte und letztlich auch wirksame Unterstützung erhielten die Ausbildungsinstitutionen aus der Fachwelt, als Ende 2007 die Gefahr bestand, dass in der Schweiz keine Masterausbildung in Konservierung-Restaurierung hätte starten können und damit die Ausbildung faktisch auf einen dreijährigen Rumpf beschnitten worden wäre. Alle sind froh, im Herbst 2008 den heutigen Studierenden den Übertritt in ein zweijähriges Masterstudium ermöglichen zu können. Dass Ausbildungsjahre angesichts der immer hektischer organisierten Jagd nach «Bildungspunkten» und angesichts in scheinbar handliche Portionen verpackter Inhalte nicht verlorene, sondern gewonnene Jahre sind, dass kritische Reflexion nicht im Gegensatz zu geforderter Effizienz steht, muss vorderhand den entsprechend vorkonditionierten Studierenden genauso geduldig erklärt werden wie den politisch Verantwortlichen im Bildungssektor. *Stefan Wuelfert*

Swiss Conservation-Restoration Campus:
www.swiss-crc.ch
European Network for
Conservation-Restoration:
www.encore-edu.org

Standorte und angebotene Vertiefungen in Konservierung und Restaurierung

Berner Fachhhochschule, Hochschule der Künste Bern (HKB.BFH), Bern:
- Architektur, Ausstattung und Möbel
- Gemälde und Skulptur
- Grafik, Schriftgut und Fotografie
- Moderne Materialien und Medien

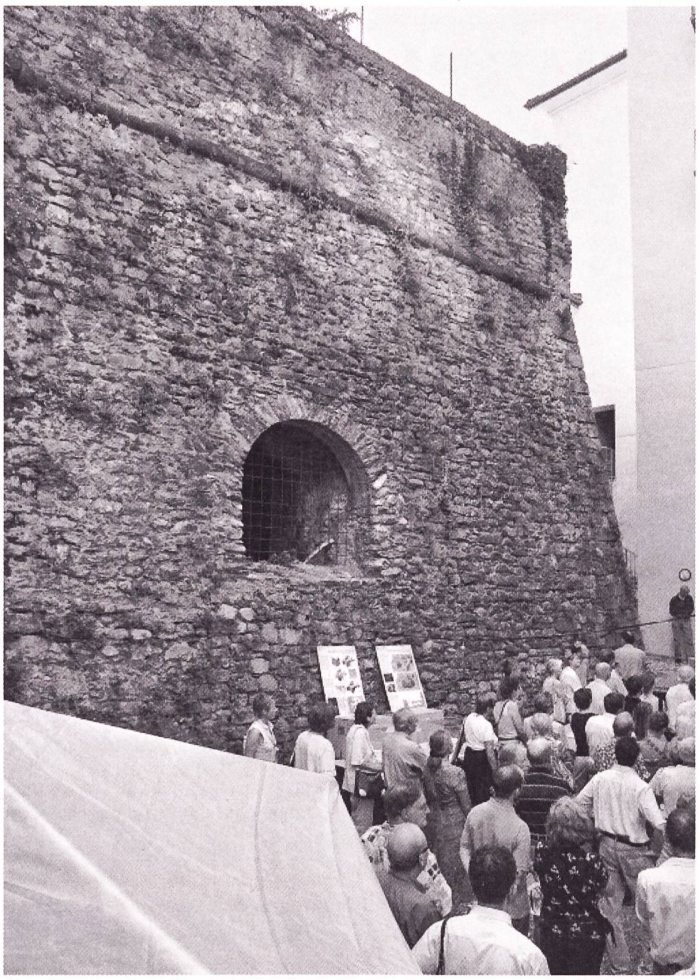
Werner Abegg Stiftung, Riggisberg (in Kooperation mit der HKB):
- Textilen

Haute Ecole Specialisée de Suisse occidentale (HES-SO),
Haute école d'arts appliqués Arc, La Chaux-de-Fonds:
- Archéologie-ethnographie
- Objets scientifiques, techniques et horlogers

Scuola Universitaria Professinale (SUPSI),
Dipartimento Ambiente Costruzioni e Design, Lugano:
- Dipinti murali, stucco e superfici lapidee

Il codice da Vinci è a Locarno

«Il primo ad accorgersi che queste mura avevano qualche cosa di particolare, qualche cosa di diverso, che li distinguevano da quelle di altri castelli in Svizzera o nel nord dell'Italia, è stato, come spesso era capitato, il professor Johann Rudolf Rahn. Già nel 1894 aveva osservato che il rivellino del castello di Locarno gli ricordava un disegno di Leonardo».



Vista esterna del rivellino.

A raccontarlo è lo storico Marino Viganò nel corso di un incontro tenutosi tra amici una sera d'estate del 2007. Si intrecciano così momenti, avvenimenti e personaggi che hanno fatto la nostra storia, ma il nome «Leonardo da Vinci» accanto ad uno dei monumenti più interessanti del nostro Cantone non viene mai pronunciato nei documenti ufficiali, in quelli che si trovano negli archivi, in Svizzera o all'estero. Eppure... forse ci voleva proprio, oltre alle intuizioni di Johann Rudolf Rahn, un uomo, uno studioso, incaricato dei moduli di storia dell'architettura militare alla scuola di specializzazione in storia dell'arte dell'Università Cattolica di Milano. Uno specialista di storia militare che in Italia ha avuto modo di approfondire un suo Medio Evo, la capacità di viverlo, tradurlo nel nostro linguaggio e il coraggio, per alcuni la temerarietà di pronunciare un nome che a dirlo, suscita sempre un immenso interesse. Perché dire «è di Leonardo da Vinci» e non poterlo documentare significa due cose; il rischio di andare incontro al ridicolo, nel caso qualcuno possa provare (con serietà) il contrario, oppure, avere basi talmente solide e verificate da poter dire «Quest'opera non può essere altro che di Leonardo». Dal momento della prima intuizione al momento di formulare apertamente questa ipotesi sono passati alcuni anni. Sono stati anni di verifiche, di confronti, di osservazioni, di giornate e giornata passate negli archivi, nell'osservare carte e piani, leggere relazioni di viaggiatori, ambasciatori, militari e politici.

Nuove ricerche sull'edificio

Ciò che si vede oggi, pur impressionante nelle sue dimensioni, richiede un certo sforzo di fantasia per poter essere identificato come una delle massime fortificazioni dello stato milanese. Non è facile vederlo da Via Rusca, dove se ne scorge soltanto un tratto. Nel cortile che attualmente lo richiude si vede l'angolo formato dalle due facce. Il castello di Locarno era all'origine una semplice rocca, abbattuta dai milanesi nel 1156. Nel 1210 e 1247 i documenti attestano l'esistenza di un castello «degli Orelli» sulla riva del lago. Conquistato dai Visconti nel 1342 viene ampliato e si parla ora di un castello superiore e di uno inferiore, che occupano due livelli differenti di terreno sopra il lago. Franchino Rusca rafforza ulteriormente il castello tra il 1439 e il 1466. In questo periodo viene completato il porticciolo. Ulteriori rafforzamenti vengono realizzati nel 1457 e 1478. Viganò data l'intervento di Leonardo con l'estate del 1507, quando si trovava a Milano. Il rivellino è un edificio poligonale con la punta rivolta verso nord. Un'antica torre è inglobata al centro del corpo del baluardo. Dall'esterno appare come un blocco di pianta pentagonale irregolare. Gli spazi interni sono grandi gallerie, casematte e rami di collegamento; non è difficile percorrere quella che doveva portare direttamente al castello. Si vedono tuttora i camini di volata per lo sfogo del fumo dell'artiglieria. Le mura, alte circa dieci metri e inclinate per 9/10 proteggevano il castello e mostrano quattro cannoniere, due nella faccia nord e due in quella est (si vedono bene nella ricostruzione storica immaginata nel 1912 dal tenente colonnello Giorgio Simona).

Se abbiamo dati molto precisi sul rivellino e la possibilità di ammirarlo in modello, questo lo dobbiamo ai lavori svolti dall'Università della Svizzera Italiana, Accademia di architettura di Mendrisio / i.CUP (Institute for Contemporary Urban Project), diretti e coordinati da Enrico Sassi, Francesco Vismara e Katia delle Fusine. La modellazione 3D è stata curata da Lidor Gil-Ad. Grazie al lavoro realizzato tramite Laserscan, il complesso del rivellino è stato rilevato con dettaglio centimetrico. Prima di questo lavoro non esisteva nessun rilievo della struttura interna. L'attività svolta ha permesso di ottenere piante e sezioni dettagliate, in seguito di realizzare un modello del rivellino e

del suo interno. Questa operazione ha dimostrato l'utilità di disporre di strumenti moderni ed efficienti, di sperimentare il loro uso su un oggetto particolarmente difficile e nello stesso tempo interessante.

Ipotesi e domande

Marino Viganò si è mosso approfondendo gli anni nei quali verso il ducato di Milano si stava facendo sempre più forte la pressione degli Svizzeri, sono quelli che vanno circa dalla metà del 1400 alla metà del 1500. Un periodo nel quale anche l'artiglieria e il suo uso conosce un'evoluzione molto importante. Sono gli anni nei quali l'espansione da parte degli svizzeri verso la Lombardia porta alla conseguente costruzione o al rafforzamento dei castelli che rappresentano la difesa verso nord del ducato di Milano. E cosa scrive Leonardo da Vinci presso il disegno di un rivellino, come si trova sul Codice Atlantico?

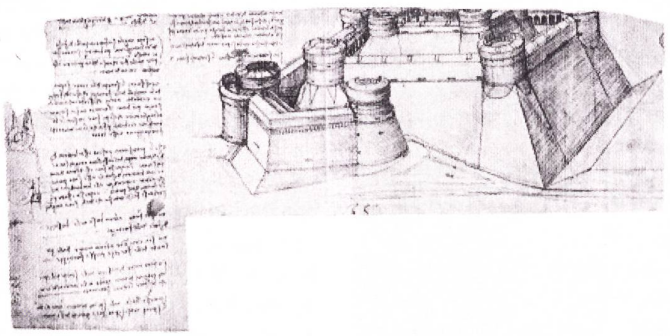
«Nessun angolo sia fatto in quelle difese dove l'artiglieria può battere, se non è forte ottuso, perché quello fie causa di dar principio alla ruina de' muri...»

E sembra di leggere il rivellino di Locarno con in mano il Codice Atlantico. Ma perché, Marino Viganò, dopo Johann Rudolf Rahn, il quale aveva annotato sul suo libretto l'impressione di trovarsi davanti a un'opera leonardesca, si è convinto che quell'opera, davvero, era di mano di Leonardo, e di nessun altro? Non di rado le storie vere possono essere più interessanti delle fantasie di un romanzo. In questo caso sono state le combinazioni di tempi, di avvenimenti, degli spostamenti di Leonardo delle sue documentate visite ed incontri a portare a dire che: «È di Leonardo da Vinci, anche se non c'è nessun documento che lo dimostra in modo inequivocabile». In questo caso ci troviamo come davanti ad una formulazione matematica, un'attribuzione che non è fuori da qualsiasi dubbio, ma che può essere assegnata con una probabilità superiore al 90 % e che recentemente ha avuto il supporto del professor Carlo Pedretti, riconosciuto come il maggior leonardista vivente.

Risposte e prove

Ancora Viganò: «Da documenti esistenti è possibile dedurre che i lavori risalgono al periodo del dominio francese sulle terre ticinesi del ducato di Milano (1499–1513). La costruzione si situa tra il primo assedio svizzero di Locarno (18 marzo – 10 aprile 1503) e il secondo (29 agosto 1512 – 28 gennaio 1513). Committente è Charles II d'Amboise, grand maitre de France e governatore della Lombardia e l'anno di fondazione il 1507».

Ancora, perché Leonardo? «I) Al castello sforzesco di Milano si trovava la stessa tipologia di rivellino, un tipo di difesa che Leonardo aveva già proposto nel 1487 – 92 a Ludovico Maria Sforza e realizzato nel 1499 per Luigi XII di Valois-Orleans. II) Nel 1502 Leonardo viene designato ingegnere generale da Cesare Borgia, e per suo conto visita le piazzeforti del suo ducato di Romagna (Urbino, Cesena, Cesenatico.) III) Alla caduta dei Borgia progetta per Jacopo IV Appiani, nel 1504, torri per artiglierie e una cittadella con rivellini di forma a V a Piombino. IV) Leonardo viene chiamato a Milano nel 1506, al servizio della Francia, proprio da Charles II d'Amboise, ed ha in mente un prototipo più avanzato di bastione, sul tipo del rivellino del Sarzanello, nei pressi di Sarzana, nel Genovesato,



Leonardo da Vinci, Castello con rivellino (dal Codice Atlantico).

edificato nel 1500 – 02 sotto dominio francese e rappresentato nel taccuino leonardesco «L» di Parigi. Conclusione: È possibile affermare che il rivellino di Locarno può essere solo di Leonardo; lo dimostra anche il fatto che nessun altro ingegnere militare attivo nel ducato di Milano nel periodo, conosce come Leonardo il modo di progettare correttamente questo nuovo genere di fortificazioni».

L'attenzione della città di Locarno

Incontrare il dottor Riccardo Carazzetti (archeologo e direttore dei servizi culturali della città di Locarno) nel suo ufficio, è un'esperienza che ricorda più la visita all'atelier di un artista piuttosto che quella nell'ufficio di un funzionario. Pochi i conservatori che come lui, sanno coniugare la serietà professionale con un'attitudine e un approccio alla materia così spontanea. Sarà l'aria di una città che ha visto passare e/o accolto artisti di tutti campi a rendere così naturali discorsi che in altri contesti si direbbero riservati alle cattedre e alle accademie. Da qui si è sempre avuto un occhio di riguardo verso queste mura che ci guardano da 500 anni e che raccontano una storia di movimentate vicende, di guerre, di truppe che si spostano ora verso sud, ora verso nord. Dove le bandiere sulle torri a volte non duravano molto. Poi, passati i pericoli delle guerre, quelli delle demolizioni, a volte necessarie, a volte inutili. L'occhio attento di persone come il dottor Carazzetti hanno permesso di conservare quello che oggi si sta rivelando un'opera di Leonardo da Vinci.

Nadir Sutter

Lavoro di rilievo e ricostruzione 3D:
www.arch.unisi.ch/index/icup/pubblicazioni

Il rivellino è proprietà privata, non aperto al pubblico. Il Municipio di Locarno ne sta trattando l'acquisto, se dovesse concretizzarsi, il Ticino si troverebbe ad avere un punto d'interesse, non solo militare, davvero eccezionale.

Die Frage wird seit einiger Zeit kontrovers diskutiert: Ist der Rivellino von Locarno von Leonardo da Vinci oder nicht? Der Beitrag bezieht dazu klar Stellung. Was ist Ihre Meinung? Schreiben Sie uns auf redaktion@nike-kultur.ch